

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

nr. 40.

Donnerstag, 17. Februar.

1916.

B. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

„Wir wissen nichts von Anne-Marie“, sagte Karl-Friedrich. Anne-Marie ist, indem sie ihrer Jungfer fragte, daß sie hierher führe, von dem Bahnhof der Hauptstadt aus abgereist — und niemand weiß, wohin. „Ich aber, Durchlaucht, ich kann gar nicht glauben, daß sie so ganz allein in der Welt umherreist oder irgendwo Aufenthalt nimmt, ich — ach Durchlaucht, ich hoffe, daß sie Sie in ihre Pläne eingeweiht hat, daß Sie wissen, wohin sich meine unglückliche Schwester wandte.“

„Anne-Marie — unglücklich — Prinz Karl-Friedrich“, — dann, sich erinnernd, wie die Freundin unter der eigenwilligen Art des Vaters und seiner zweiten Gemahlin gelitten, fügte sie hinzu: „Es muß etwas geschehen sein, das Anne-Marie nicht ertragen konnte, sonst — sie war immer, trotz allem und allem Schweren, so stark und so mutig.“

„Ich sehe noch nicht ganz klar — Durchlaucht, aber ich weiß, daß Fürst Beerbach um Anne-Marie warb, daß sie ihn ausschlug — aber das wäre noch kein Grund zu einer — —“ das Wort wollte erst nicht über seine Lippen — „einer Flucht gewesen — ich fürchte — mein Vater wollte sie, von Fürstin Anna unterstellt, zur Ehe mit ihm zwingen — das ging über die letzte Grenze des Ertragens.“

Die junge Fürstin war jäh erbläkt und zog den dünnen Schal noch enger um ihre schmalen Schultern. Anne-Marie, ihre Anne-Marie allein in der Welt — der fremden, kalten Welt — das war eigentlich ein Bild, das Christine sich gar nicht vorstellen konnte.

Mit gespanntem Ausdruck hingen die Augen des Erbprinzen an ihrem Antlitz — sie sah, wie er auf die lebte, leise gehegte Hoffnung wartete, daß sie wußte, wo Anne-Marie zu suchen sei. Aber sie schüttelte den Kopf und erwiderte leise: „Es schmärt mich so, Prinz Karl-Friedrich — aber so weit hat Anne-Maries Vertrauen nicht gereicht“ — oder, sie gedachte ihrer eigenen Schwäche, für sich selbst, geschweige denn für andere einzustehen: „Oder, sie wollte mich nicht in einen Zwiespalt bringen, unter dem ich leiden würde — ich weiß nicht, wo Anne-Marie ist, ich kann mir auch nicht im mindesten denken, wohin sie sich gewandt. Es kam ein Paket an mich mit einem Brief, dessen Inhalt mich erschreckte und befremdete, Anne-Marie bat mich, ihr liebe Sachen so lange für sie aufzubewahren, bis sie sie von mir zurückholen lasse. Sie reite ab, schrieb sie weiter, und würde vielleicht später von sich hören lassen. Ich sollte nicht traurig sein, sie sei zu dem Entschluß gekommen, sich ein eigenes Leben zu schaffen, das Leben des Ehegatten auf Biesenheim ginge über ihre Kraft — —“

„Und weiter nichts?“ Des Prinzen Stimme war ganz tonlos.

„Mein, mein Prinz — weiter nichts.“

Ein tiefes — banges Schweigen.

„Ich kann sie verstehen und ich muß sie beneiden“, sagte Fürstin Christine nach einer Weile, und ihre großen schönen traurigen Augen blickten an Karl-

Friedrich vorbei ins Leere, wo ihre eigene Vergangenheit: der Zwang zur Ehe mit dem ungeliebten, ihr so wesensfremden Mann, ihre kurze, freudlose Ehe vor ihr aufstieg. Sie war sich oft so zerstreut, so klein vorgekommen — weil sie sich nicht hatte auftragen können, weil sie sich nicht hatte durchsetzen können, ihr eigenes Leben leben zu können. Es wäre ja bei ihr um den gleichen Preis gegangen: allein in der Welt stehen, hinein in Kreise, die ihr in ihrer Lebensstellung als Fürstentochter so fern und fremd waren. Dazu hatte Christine einfach die Kraft gefehlt, die körperliche sowohl wie die seelische.

Karl-Friedrich, mit feinen eigenen humanen vollen Gedanken beschäftigt, blickte plötzlich auf — wie ein Hauch hatten ihre Worte — „und ich muß sie beneiden“ — sein Ohr gestreift, und doch brannten sie mit einem Male in seinem Herzen!

Christine Raupach beneidete seine arme heimatlose Schwester um die Kraft und den Mut, den sie mit diesem Schritt gezeigt hatte. Nicht die Beute eines verlobten Mannes wollte sie sein, der sein Leben genossen hatte und nun für sein Haus, das ihm jetzt zu bewohnen einfiel, eine repräsentierende Herrin und für sich eine schöne, kluge Gattin suchte, dazu stand ihr ihre Würde zu hoch — — —

„Und Anne-Marie hat auch Ihnen nichts mitgeteilt, Prinz Illburg?“ fragte die Fürstin.

„Gleichzeitig mit der Depeche seines Vaters erhielt ich einen Abschiedsbrief von ihr — sie schreibt, daß sie am Ende des Ertragens sei, daß sie, nun vorläufig Mittel zu haben, das Paten geschenk der Tante Amalie, 5000 Mark, mitgenommen habe — — aber nicht, wohin sie reisen würde.“

„Aber das Geld geht doch mal zu Ende“, sagte Christine besorgt, die keine große Rechenkünstlerin war.

„Ja, Durchlaucht, damit scheint Anne-Marie ganz vertraut zu sein, sie hat mir mitgeteilt, daß sie sich eine Existenz gründen will und feste vernünftige Pläne hat“, erwiderte Karl-Friedrich, der, beruflich tätigen Frauenkreisen absolut fernstehend, selbst keine Ahnung hatte, was Anne-Marie wohl beginnen würde.

„Aber sie kann doch nicht für Geld arbeiten!“ Christine schlug ganz entschlossen die Hände zusammen.

„Ja, das scheint sie doch zu wollen.“

Christine schüttelte den feinen Kopf mit der goldglänzenden Haarschädel. „Wie sie das nur anstellen mag — und wo sie nun wohl wohnt — und doch, wie glücklich muß das machen, wie viel Frieden muß das geben, wenn man so unbekümmert um alles andere den Weg geht, der einem der rechte scheint.“

Karl-Friedrich stand auf, ging einmal durch das Zimmer und blieb dann vor der jungen Fürstin stehen. Und er wußte mit einem Male, wie trostlos auch dieses anscheinend glänzende Frauenstück war, ein ungeliebter, lächelnder, liederlicher Mann, eine herrschsüchtig

tige, alle Hohler des Sohnes beschönigende und stets die Schwiegermutter tadelnde Schwiegermutter, die in Wahrheit Herrin auf Raupach war, während die junge Fürstin in ihrer Passivität sich mit dem zweiten Platz begnügen musste.

„Ich, Durchlaucht — nun, ich bin ein Mann, daß sieht man vieles anders.“

„Und Sie waren nicht gezwungen, auf Wiesenheim zu leben — Sie haben Ihren Beruf, Ihre Kameraden, Sie lieben Ihr eigenes Leben — und Ihre Schwester sollte das nicht. Ach, Prinz Karl-Friedrich, wie sind Sie beide sich doch so ähnlich.“

Sie hatte angeregter und lebhafte gesprochen, als sonst ihre Gewohnheit war, und er sah sie überrascht an. Es war ihm, als stünde ein tieles, warmes Licht in den traurigen, verschleierten Augen. Dann fuhr sie fort: „Ich habe mit Anne-Marie viel verloren, mein Prinz, meine einzige Freundin, die Freundin, die meine Seele, mein Leben verstand — und glauben Sie mir, zartes Verständnis, das ist das Beste, was uns Menschen von anderen Menschen zuteil werden kann. Ich werde sehr einsam sein ohne Anne-Marie.“

Sie hatte den Kopf gesenkt und zwei große Tränen standen in ihren Augen.

Karl-Friedrich wollte etwas sagen, aber er suchte erst vergeblich nach Worten, dann trat er vor Christine hin, die sich auch erhoben hatte, weil sie fühlte, daß der Besuch des jungen Prinzen nun bald beendet sein müsse.

„Noch eins, Durchlaucht“ — er hatte es erst nicht sagen wollen, aber er fühlte, daß er es dieser stillen Frau sagen konnte, „wenn Durchlaucht durch irgendwelchen Zufall etwas von Anne-Marie erfahren sollten, so bitte ich, es nicht nach Wiesenheim zu berichten — nur an mich, in meine Garnison, denn Durchlaucht versteht mich, wenn mein Vater auch nur die geringste Spur von Anne-Marie findet, so wird er kein Mittel scheuen, sie wieder zu holen, und da er den festen Willen hat, Anne-Maries Flucht und Vorsatz, sich selbst durchs Leben zu helfen, als — Nervenfrankheit — zu betrachten, so können Sie sich denken, wie Anne-Maries Schicksal sich dann gestaltet.“

„Das wäre noch furchtbarer als ihr einsames Leben, das sie sich selbst wählte.“

Christine war noch bleicher geworden, dann streckte sie dem jungen Prinzen die Hand hin und er umschloß sie, ehe er sich zum Kuß drauf neigte, mit festem Druck. Sie lächelte schwach: „Also wir haben jetzt sozusagen ein Schuh- und Turtbündnis für unsere Anne-Marie geschlossen“, sagte sie dabei.

„Ja, Durchlaucht — und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür.“

Er verneigte sich tief und wendete sich zum Gehen, an der Tür blieb er noch einmal, sich verneigend, stehen, er umsinn mit den Blicken die schmale, mädchenhafte Gestalt, das zarte, bleiche Gesicht mit den weichen Augen — er hörte den Ton der elektrischen Glöde, mit der die junge Fürstin den Haushofmeister herbeirief, der in seiner korrekten Würde den Prinzen über das Treppenhaus durch die hohe, marmorne Eingangshalle zu seinem wartenden Automobil geleitete.

Oben am Fenster ihres kleinen Wohnzimmers, in das sie wieder geflüchtet war, stand Christine und sah dem Wagen nach, der über die Bugbrücke rollte auf die Chaussee — der Prinz fuhr zurück ins Leben, sie blieb hier in dem goldenen König ihres Fürstentheates in guter Obhut.

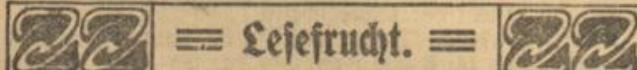
Christine trat vom Fenster zurück, sie barg ihren Kopf in die Füßen des Sofas und weinte heise, schmerliche, fassungslose Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Briefe von Theodor Storm.

In Theodor Storms Nachlaß befinden sich reiche Schäke an Briefen, die jetzt durch den Dichters Tochter der Öffentlichkeit übergeben wurden. Die demnächst im Verlag von Georg Westermann in Braunschweig erscheinenden Briefe Theodor Storms an seine Frau bilden eine Fortsetzung der Briefe des Dichters an seine Braut, die im vorigen Jahre veröffentlicht wurden. Schon wenige Jahre nach der Heirat gestalteten sich die äußeren Verhältnisse für den jungen Husumer Advoaten schwierig, da Schleswig-Holstein 1850 dänisch wurde. Storm, der sich für die Rechte seiner Mitbürger gegen die Willkür der dänischen Beamten kräftig einzog, machte sich bei der neuen Regierung dadurch so mißliebig, daß diese ihm die Bestallung als Advolat entzog. Es wurde Storm nicht leicht, die Aufnahme in den preußischen Justizdienst zu erwirken. Er betrieb diese Angelegenheit persönlich in Berlin, wo er durch Kugler und Fontane in die literarische Vereinigung „Tunnel über der Spree“ eingeführt wird. Einige der Mitglieder, die sich zu einem engen Birtel, dem „Rütti“, zusammengetan hatten, gingen damals mit der Absicht um, ein belletristisches Jahrbuch „Argo“ herauszugeben; auch Storm wurde zur Mitarbeit eingeladen. Damals trat der Dichter auch Mengel, der das Titelbild zu dem Jahrbuch zeichnen sollte, persönlich nahe. In den Tagen, da wir dieses großen Künstlers 100. Geburtstag feierten, mag folgende Briefstelle besonders interessieren: „Im Rütti eröffnete und der kleine originelle Mengel, daß er das Bild zur Argo fertig habe. Soziale wurden ihm Bleistift und Papier in die Hand geschoben, er solle uns einen Begriff davon geben. Und dann sang das humoristische Männlein an zu zeichnen und zu erklären. Wir fragten, und er antwortete. Im Verdergrund die Argo, ein Stüddlein nur zu sehen, Theseus steigt in den Mast, — „Und der Drache?“ — „Hier steht er; aber er empfängt Sie höchst feindlich!“ — „Und bekommen wir denn das Goldene Blies?“ — „Freilich, da hängt es schon. Sie brauchen es bloß beim Schwanz zu fassen, und am Ufer sind die Strafenungen von Kolchis angekündigt, die Sie alle mit größter Freude empfangen!“ — Du mußt Dir diesen geistreichen Scherz nur nicht sowohl als ein ausgeführtes Bild, als vielmehr alles nur in Andeutungen denken. Morgen werden wir wohl die Abdrücke zu sehen bekommen.“ Die Zeichnung wurde schließlich doch nicht als Titelbild ausgeführt; es sind von der Platte nur wenige Abzüge gemacht. Aber in Storms lebendiger Schilderung ist der kleine große Mengel prachtvoll charakterisiert. Bald darauf mußte der Dichter seine Vaterstadt verlassen, mit der er so eng verwachsen war. Da hatte er wohl Grund zu schreiben: „Die Heimat verlassen ist doch bitterer, als man anfangs denkt.“ Doch suchte er sich und seine Frau zu trösten: „Hätte ich Dich nicht, ich würde es kaum anfragen; wenn Du, zumal in körperlicher Nähe bei mir bist, dann habe ich Mut und sehe heiter in die Zukunft.“

Aber ein starkes Vergänglichkeitsgefühl verdrängte dem zur Melancholie neigenden Dichter wie mit grauen Schleier oft die hellsten und glücklichsten Tage, und immer wieder kehrte namenlich in der Zeit, wo er in Heiligenstadt als Kreisrichter tätig war, die Angst wieder, daß seine fränkische Frau, mit der er sich immer innig verbunden fühlte, ihm durch den Tod entrissen werden könnte. Dann wußte er sich in diese trüben Gedanken hinein und schreibt seiner Frau etwa folgendes: „Mir ist dieser Tage mitunter gewesen, als sei etwas von mir gerissen, was zu mir gehöre, und als blute ich aus verschiedenen Wunden. Und doch wird einer von uns einmal seines Genossen beraubt, unkundig, was aus ihm geworden, vielleicht noch lange Jahre und Tage untherandern müssen, Neues an sich und an der Welt erfahren, wovon der andere vielleicht keine Ahnung gehabt. Möge ich nicht der erste sein, mein grübelndes Gehirn würde die Fragen nicht aushalten: Wo ist sie? Ist sie noch? Schaut sie sich und leidet sie wohl gar? Oder ist sie dir so weit vorausgeslogen, daß du sie nie mehr eingeholen vermagst? Ich würde kaum mehr für die Mitlebenden taugen, denn wie schon jetzt im Leben und mit dem Schwaden der Jugend und des Lebens meine Sehnsucht, Dich zu haben und zu halten immer stärker geworden ist, so würde es mich nach Deinem Tode, wenn ich den erleben sollte, wohl ganz dahianzählen. Du würdest dagegen, oder sag' ich lieber gleich Du „wirst“ Dein Geschick als ein Unabänderliches mit größerer Ergebung, ohne vergebliches Grübeln, aufzunehmen. Mögest Du nur nie aufhören, die Arme nach mir



O nimm die Stunde wahr, eh' sie entschläpft;
Wie selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß!

Schiller,

auszustreden, nach mir Dich zu sehnen, bis auch Deine Stunde kommt, wo auch Du für immer schlafen gehst, oder — falls uns solche Seligkeit vorbehalten sein sollte —, aufs neue mit mir vereint wirst. Denn ganz innig, ohne Hindernis mit Dir eins sein, ist der höchste Inbegriff von Seligkeit, den ich mir zu denken vermag. Mitunter — ich darf es wohl sagen — ist auch Deinerseits dies Gefühl in bezug auf mich und hat sich deutlich mir geäußert, dann habe ich noch Augenblide diese Seligkeit empfunden, die nichts mehr zu wünschen hat, als ohne Aufhören zu sein... Es ist mit den Worten eines Briefes wie mit dem Sternenlicht, wenn es uns berührt, ist es schon lange nicht mehr dort, wo es gestanden. Aber das vielleicht oft unbewußte Gefühl des In- und mit-Dir-Lebens verläßt mich nie." Aus dem gleichen selbstquälischen Gedanken heraus entstanden bei einem Besuch im Vaterhaus seiner Frau die Verse:

"In diesen Räumen, wo Du einst gelebt,
Gefüllt ein Schimmer Deiner Schönheit noch,
Nur mir erkennbar, wenn auch meine Augen
Geschlossen sind, von keinem mehr gesehn!"

22 Bunte Welt. 22

Aus der Kriegszeit.

Der deutsche Kunsthändel im Weltkrieg. Als durch die neuen Erfordernisse, die der Krieg an den Handel und den Geldverkehr der kriegsführenden Nationen stellte, eine Umverteilung auf den verschiedensten Gebieten erfolgte, fürchtete man auch in Deutschland eine schwere Schädigung jener Handelszweige, die nicht mit den Bedürfnissen der Kriegsführung und Kriegswirtschaft in direkter Verbindung stöhnen. Und da man in den Kreisen der Alliierten die englischen Aushungierungspläne ernst nahm und auch im neutralen Ausland teilweise an die Möglichkeit glaubte, hielt man die Zeit für gekommen, das vermeintliche Darunterliegen des deutschen Antiquitäten- und Kunsthändels zu bemühen, um beträchtliche deutsche Kunstsätze zu billigen Preisen nach dem neutralen Ausland entführen zu können. Aber auch hierin zeigte es sich, daß die deutsche Kraft alle Erwartungen übertraf. Auch der Kunsthändel in Deutschland vermögt in jeder Beziehung durchzuhalten, und einige in einer von Melchior Scherich angeführten Beispiele im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift "Über Land und Meer" liefern hierfür den deutlichsten Beweis. Die massenhaften Angebote von Händlern aus dem neutralen Ausland könnten ausnahmslos zurückschlagen werden. Und dieses Durchhalten hat auch eine rein kaufmännische Bedeutung, da es sich meist um Kunstobjekte von durch die Zeit stetigem Wert handelt. Die Entwicklung des deutschen Kunsthändels im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg wurde durch das sich steigernde Kunstsinnere von einheimischen Kapitalisten so gefördert, daß der Kunstmärkt im jetzigen Krieg in Deutschland weit weniger betroffen erscheint als in Frankreich oder England. Hierzu kommt noch die Wertsteigerung der altdutschen Kunst während der letzten Jahre. Altdutsche Gemälde, die vor 15 bis 20 Jahren billig erworben werden konnten, stehen heute mit dem Hundertfachen Preis im Handel. Und da das Bestreben, die Kunstwerke im Lande zu erhalten, durch private Geldmittel gefördert wurde, wanderten schon auf den großen deutschen Auktionen der letzten Jahre vor dem Krieg die Hauptstücke nicht mehr ins Ausland. Mit besonderer Genugtuung aber muß festgestellt werden, daß kein einziges Kunstwerk von Wert während des Krieges aus Deutschland in fremdländischen Besitz kam. Die selbst zur Kriegszeit zunehmende hervorragende Entwicklung des Kunstmärktes im Bereich der Zentralmächte beweist, daß der Schwerpunkt des ganzen internationalen Kunsthändels sich höchstwahrscheinlich zu unseren Kunsten verschoben hätte. Hierdurch wird auch die Wertung ausländischer Werke bei uns eine Änderung erfahren, so weit es sich um die vor dem Krieg häufigen künstlichen Hochreisereien handelt. Wie kapitalistisch das deutsche Publikum selbst während dieses Krieges in Kunstdingen ist, geht aus den Preisen hervor, die auf der jüngsten Auktion in Frankfurt erzielt wurden. Hierbei wurde sogar der Spieß umgedreht, indem auch zahlreiche ausländische Kunstwerke in deutschem Besitz übergingen. So wurde für eine kleine Radierung des Franzosen Merhon die verhältnismäßig hohe

Summe von 2150 M. bezahlt. Eine Radierung von Munch erzielte 2700 M., eine Radierung von Anders Zorn 1850 M. Ein Radierzyklus von Alslinger wurde um 3000 M. erworben. Der deutsche Kunstmärkt konzentriert sich demnach im Krieg und wird so eher gesärtet, statt — wie unsere Feinde so gerne glauben möchten — geschwächt zu werden.

Ein unveröffentlichtes Tagebuchblatt von L. N. Tolstoi, Gelegenheit des fünfjährigen Todesstages von Tolstoi veröffentlicht sein Freund W. G. Tschertlow, der Ordner seines literarischen Nachlasses, in den "Ruglija Wiedemost" das folgende Tolstoi'sche Tagebuchblatt: "Die Behauptung, daß der Mensch seine moralischen Verpflichtungen ausschalten kann zur Erreichung gemeinnütziger Ziele, gleicht einem Gedanken, wonach man den Heizer, den Wasserräger, den Schmied in der Werkstatt fragen könnte: Hast du nur den Ofen zu heizen, Wasser zu bringen, Nägel zu schmieden, oder dich auch um den Gang der ganzen Fabrik zu kümmern? — Man hört und liest so häufig Streitigkeiten und Urteile über die Frage, was das Ziel des menschlichen Lebens sein sollte: die innere sittliche Vollkommenheit oder der Dienst zum Heile der Menschheit, um das Gottesreich aufzubauen. Dieser Streit kann nie entschieden werden, weil beide Parteien recht haben. Das eine wie das andere Ziel sind dem Menschen und der Menschheit gestellt. Und ein Ziel schlägt nicht etwa das andere aus, sondern im Gegenteil, beide treffen zusammen und bedingen einander. Welches Ziel hat der Steinloper vor sich, der beim Bau eines Hauses mitarbeitet? Die beste Ausübung seines Arbeitstages oder die Errichtung des Gebäudes? Nur wenn der Steinloper die größte Vollkommenheit in der Errichtung seiner Tagesarbeit erreicht, hat er auch die Errichtung des Gebäudes als Ziel im Auge; und nur dann kann er den Bau fördern, wenn er sich bemüht, die Tagesarbeit für denselben so gut als möglich auszufestigen. Nur wenn der Mensch sich das äußere Ziel setzt, daß Reich Gottes auf Erden zu schaffen, erreicht er die ihm zugängliche höchste Vollkommenheit; und nur in dem Streben und Erlangen dieser höchsten Vollkommenheit des Lebens trägt er bei, daß Reich Gottes aufzubauen. Ebenso bleibt derjenige im Irrtum und seiner Bestimmung fern, der sich bemüht, das Leben der Leute zu bessern, das Reich Gottes herbeizuführen, ohne es in sich selbst zu schaffen, wie derjenige, der nur das Ziel der persönlichen Vollkommenheit sich gestellt hat, ohne außerhalb seiner Person das Reich Gottes errichten zu wollen. Der Mensch untersteht solchen Bedingungen, daß sein einziger wahres, zweitmäßiges und mögliches Heil in dem Streben nach einer persönlichen Vollkommenheit ruht; die persönliche Vollkommenheit ist so gestaltet, daß sie sich nur erreichen läßt, wenn der Mensch zu der Erfüllung gelangt, ein Werkzeug Gottes in der Errichtung des Gottesreiches zu sein. Und nicht sichtbar wird das Reich Gottes kommen und sagen: hier ist es oder dort ist es. Denn siehe: das Reich Gottes ist in euch!"

Das Theater im Dienste der Mode. Das Streben nach Einführung einer deutschen Mode hat von jeher in Wien eine besondere Pflegestätte gefunden. Schon seit langem haben sich erste Künstler in den Dienst der Sache gestellt und, vereint mit konzertierenden Modestiften, eine ausgesprochne deutsche Mode zu schaffen versucht. Was bei diesem gemeinsamen Vorgehen besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die Einmütigkeit bezüglich der Verwendung inländischer Fabrikate; verspricht man sich doch davon eine ganz besondere Stärkung der inländischen Industrie. Nur hat man länglich auch das Theater wie es inzwischen auch in Frankfurt geschehen ist, zu diesem Zweck gewonnen, und vor allem waren es die Wiener Werkstätten, die dabei unentwegt vorgegangen und alle maßgebenden Kreise dafür zu interessieren verstanden. Das Ergebnis dieser Schau deutscher Moden auf der Bühne in einem abendfüllenden Stück war denn auch ein hoherfreudliches. Zwei bekannte Künstlerinnen Wiens, Fel. Bulka und Dora Brach, führten im "Finanzgenie" inmitten einer wunderbaren Dekoration die neuesten Schöpfungen der Mode dem entzückten Publikum vor, das in seltener Übereinstimmung das harmonische Ganze des gezeigten Bildes mit lautem Beifall aufnahm. Es verdient vor allem hervorgehoben zu werden, daß keine ungebrochene Farben zu einer wunderbaren Gesamtwirkung gebracht wurden, die den schönsten Ausblick auf eine gedeihliche Weiterentwicklung einer wenn auch einsamen, so doch durchaus abstufungsreichen, farbenfreudigen deutschen Mode gewährleisteten. Die Befürchtung einer möglichen Eintönigkeit und puritanischen Einfachheit deselben also völlig zumute machen.

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgedichte, Novellen usw.

* "Das deutsche Herz." Ernstes und Heiteres aus 1914/15. Von Octavia Jaedicke, Telegraphen-Beamtin, und Ernst Müller, Kriegsfeindwilliger. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, SW. 11.) Eine junge Dichterin, deren Lieder bei unsrer Feldgrauen großen Anfang gefunden haben, hat in einem kleinen Büchlein ihre zum Teil aus froher Laune entstandenen Gedichte gesammelt. Größte Anerkennung verdient es, daß die Verfasserin als Erlös aus dem Vertriebe ihrer Gedichte der Kriegshilfe der Beamtpinnen der Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung zum Besten der erblindeten Krieger bereits über 5000 Mark überwiesen hat. Auch eine nachahmenswerte Verwendung eines "Kriegsgewinns", die sich als von einer einfachen Telegraphen-Beamtin gespendet, auch neben der "Kruppstiftung" sehen lassen darf!

* "Mit Gott zum Sieg." Kriegserlebnisse von Karl Heinz Hill. (Zenon-Verlag in Leipzig.) Das Liederbüchlein enthält ein Viertelhundert Lieder, Soldatenlieder und anderes, die der in Wiesbaden nicht unbekannte Verfasser wohl alle im Schützengraben gedichtet hat. Glatte Verse, nicht selten ein gut vollstümlicher Ton, wie z. B. in dem Lied "Ein Ringlein hab' ich geschniedet", sind Vorzüge der Hillischen Gedichte. Das Heftchen wird manchem wahrscheinlich durch die eingefügten Vertonungen einzelner Gedichte von Leo Schunk wertvoller.

* "Schiffal Krieg." Novellen aus dem Weltkriege 1914/15. (Herausgegeben von R. Rieß. Verlag: Georg Müller, München.) Drei Aufgaben hat sich der Herausgeber in dem Buch als Gesamtheit gestellt, wie er es uns in der Einleitung mitteilt: "... die äußeren Machtwirkungen und Mittel des Weltkrieges zu veranschaulichen und späteren Geschlechtern darzutun, wie es in dem Menschen von 1914/15 aus sieht." Die erste Aufgabe hat er vollständig gelöst. Sämtliche 22 Novellen geben uns passende Bilder vom Kriege, der Art der Kriegsführung und seiner Wirkung auf die Kriegsteilnehmer. Die zweite Aufgabe ist meines Erachtens unlösbar; Beutzaugtage wenigstens. Wie es in dem Menschen von 1914/15 aus sieht, können wir, die wir selber diese Menschen sind, nicht bestimmen. Das könnte uns jetzt nur ein völlig Unparteiischer sagen, der abseits von allem Weltgeschehen steht. Wir selbst aber werden unsern jetzigen Zustand erst nach vielen Jahren verstehen, wenn die ganze Gegenwart mit allen ihren Ereignissen und Aufruhrungen der Vergangenheit angehört, wir leidenschaftslos auf sie zurückblicken, und die uns jetzt befreiende Füße klar übersehen können. Die Leser aber, die sich nicht um die Wirkung des Buches auf spätere Geschlechter kümmern, werden darin viele sehr interessante Kriegsnovellen finden, von denen ich "Und Blut wird nicht zu Wasser" von Ramm Lambrecht und "Ein französisches Herz" von Kurt Münzer, als die psychologisch interessantesten und am tiefsten durchdachten Erzählungen, hervorheben möchte.

M. Ch.

* "Die Kinder und der Krieg." Beitrag zur grundlegenden Gestaltung der Ausdruckskultur von Richard Rothe. (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Prag, Wien, Leipzig.) Wer je Gelegenheit hat, mit Kindern über den Krieg zu sprechen, wird mit Stolz und Behagen feststellen können, Welch eine Unsumme von Begeisterungsfähigkeit, Vaterlandsliebe und felsenfestem Vertrauen auf unsere, für Kinderbegriffe allmächtigen, feldgrauen Helden in unserer Jugend sieht. In einem reizend ausgestalteten Bändchen erzählt uns Richard Rothe von seinen Schülern und Schülern, Welch eine Revolution im Seelenleben des Kindes der Krieg heraufbeschworen hat, wie Zeichnen, Gesang, Geschichte, ja der gesamte Unterricht sich Ummäzungen gefallen lassen mußte. Wer will denn noch vom frommen, grünen Wald singen, wer kann die tapferen Spartaner wohl noch so recht würdigen, wer mag noch sanftes Blümlein und seellose Ornamente zeichnen? Schmetternde Soldatenlieder verlangt Jung-Deutschland und die Schlacht an der Aisne ist augenblicklich tausendmal interessanter als alle Römer und Griechen zusammen. Und wie sich unsere Jugend den "interessanten" Zeichenunterricht vorstellt, sehen wir in Rothes Bändchen. Die Kinder und der Krieg am besten, es bringt uns die Nachbildungen kindlicher Zeichnungen und Tuschzeichnungen, die alle in direkter Beziehung zum Krieg stehen. Wir sehen unsere Helden auf dem Marsch und in der Schlacht, wie sehen den verwundeten Vater in sein Heim zurückkommen; rauchende zerstörte Häuser, Artillerie und Kavallerie wird in kleinen lieben Bildchen wiedergegeben, die in ihrer mangelnden Perspektive an japanische Kunst erinnern und uns auch die Anfänge christlich-germanischer Bilddarstellung vor Augen rufen. Und ein jedes Bildchen erfreut, man ist Rothe für diesen kulturhistorischen Aufsatz dankbar. Von dem Ertragnis dieses Buches werden 1000 Kr.

den Kriegswaisen Österreichs und Deutschlands zu gleichen Teilen zugewendet.

C. S.

* "Die Nationen und ihre Philosophie." Ein Kapitel vom Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. (Körners Taschenausgabe.) (Verlag von Alfred Kröner, Leipzig.) Offener und rückhaltsloser als sonst äußert sich der Charakter der einzelnen Nationen in diesem Weltkrieg zur staunenden Überraschung solcher, die bis dahin an das Dogma vom gleichmäßigen fühlenden europäischen Weltbürgers geglaubt. Wie dieser Charakter sich im philosophischen Denken, in den Weltanschauungen seit Jahrhunderten ausprägte und jetzt sich darstellt, das zeigt uns der große Meister philosophischer Forschung in sechs Einzelkapiteln voll kritischer Schärfe und doch zugleich ruhig betrachtender Objektivität. Wer Fragen, die jetzt so leidenschaftlich erörtert werden, tiefer verstehen will, greife nach diesem Büchlein von so mächtig konzentriertem Inhalt, dessen klare Ausdrucksfähigkeit auch dem Laien entgegenkommt.

* "Europa in Waffen." Der Weltkrieg bis zu den jüngsten Ereignissen von G. F. Mallowsky. (Stuttgart, Württembergische Verlagsanstalt.) Ein wirklich erstaunlich preiswürdiges Buch bietet Mallowsky der reisenden deutschen Jugend und dem deutschen Volk. Er schildert in leicht verständlicher Darstellung die Ereignisse auf allen Kriegsschauplätzen, von dem stürmenden Siegeszug der Deutschen durch Belgien an, bringt Schilderungen der Schlachten und Luftkämpfe und baut nur auf Tatsachen, amtlichen Mitteilungen und authentischen Feldpostbriefen seine Erzählungen auf. Reiches geographisches Kartenmaterial ist dem Text beigefügt und zwölf ganzseitige Kupferblätter nach Originalen von Prof. Willi Stöver, Paul Leischinsky, Max Rabe, Anton Hoffmann machen den 448 Seiten starken Band doppelt interessant. C. S.

* "Helden." Eine Ehrentafel deutscher Tapferkeit. Zusammengestellt nach Material der obersten Heeresleitung und des Reichs-Marineamts. 1. Band. (Voll und Bildart.) Verlagsbuchhandlung, Berlin, NW. 6.) Von deutschen Helden erzählt dieses Buch, von todesmutiger Aufopferung, fahrem Wagnis, der auch im unserer Zeit des gewaltigen Menschenkampfes noch oft genug sich fundieren kann. In der Schlacht, von jeder Brählerie entkernten Sachlichkeit, wie sie unsere offiziellen Berichte darstellen, treten sie hier vor uns hin, Beispiele, denen leicht Hunderte hinzugefügt werden könnten.

Novellen und Romane.

* "Der schmale Weg." (Aus unverbrannten Briefen.) Von Hedwig von Behr. (1915. Weimar. Wolf von Kornatzki, Verlag. 88 Seiten.) Vor Jahresfrist ist Verfasserin der kleinen Schrift, die heute vor uns liegt, zum ersten Mal mit einer lyrischen Gedichtsammlung vor die Öffentlichkeit getreten. Was sich damals vermuten ließ, ist zur Tatsache geworden; in Hedwig von Behr ist ein Talent in den literarischen Kreis getreten, das alle Achtung verdient. Nicht Kraft und Stärke leben sich hier durch, die Verfasserin versteht es vielmehr, vielleicht ihr selbst unbewußt, einzigt dadurch zu wirken, daß sie ihr können restlos in den Dienst der Frauenshüte stellt, daß sie einen vornehmen Stil, der alle Gestaltungsmöglichkeiten der Sprache beherrschte, zu schreiben weiß, und ihre Naturschilderungen in wundervoller Feinheit einer zarten Malerei gleichen, wie sie anzudenken versteht, ohne zu verleben, daß so manche Überlieferung in Aristokratentreffen vor dem Kriege müde und fränkend war, dies alles bleibt die reiche Ernte eines Frauenlebens, das sich durch Bitternis und Stämme durchgerungen hat zu einer königlichen Freiheit des Geistes und der Seele.

M. v. L.

* "Die leere Kirche." Roman von Alfred Voß. (Verlag von Egon Fleischel, Berlin.) Die Bezeichnung "Roman" paßt schlecht für dieses Buch, dessen ganzer Inhalt eine, wenn auch sehr lebensvolle, Beschreibung des Treibens der amerikanischen "christlichen Selten" in Deutschland ist. Wie gewöhnlich verlegt Alfred Voß den Schauplatz der Handlung in einen kleinen Flecken im hessischen Oberland, und zeigt, wie ein in Amerika "befreiter" verlorener Sohn, der von der Sekte als Seelensorger in die Heimat geschickt wurde, hier durch zündende Predigten an der Hand der Bibel bei den Verdrückten und Verluden einen großen Anhang erwirkt.

M. Ch.

Politik.

* "Die Genesis der Kaiser-Depesche" von Richard Fekter. (Verlag Gebrüder Baetel, Berlin, W. 35.) Der bekannte Verlag hat die Arbeit Fekters, die zuerst in der im gleichen Verlage erscheinenden Monatsschrift "Deutsche Rundschau" erschienen ist, nun auch in Buchform herausgegeben. Dass der verstorbene Herausgeber dieser Zeitschrift, Julius Rodenberg, die Arbeit aufnahm, ist wohl die beste Empfehlung. Schon der Titel des Buches — Genesis — zeigt, daß der Verfasser sich zur Schule Rantze bekennt.